

Kolumbus, Clooney und ich

„Wir sind das Service-Personal und die da die Reisenden. Hört ihr?“ Wenn Hermes nichts Besseres einfällt, erinnert er sich an seine Vergangenheit als Polier auf dem Bau. Jeder Neue bekommt Spruch und Anspruch in die Ohren gemeißelt. Und jede Neue. Frauen dürfen gerne bei uns ran. Hermes hält viel von ihnen. „Die haben mehr Gefühl im Handgelenk und erzählen sich nicht so oft.“ Sein Grinsen in die Runde ist so unverschämt, als wäre er sich unserer Zustimmung absolut gewiss. Und richtig, aus der Mannschaft grunzt es pflichtschuldig: Ho-ho-ho. Bea zieht die Nase hoch und Maia den Latexgummi über den zur Schlaufe gezwirbelten Beutelrand. Danach steckt sie den prallen Sack in die Box. Deckel drauf. Klappe zu. Fertig für FRA und LGA.

Ihr könnt mich Liz nennen, Liz wie Lizard oder wie Elisabeth. Beides ist mir recht. Ich stehe auf einer silbergrauen Leiter und die Leiter steht auf aschegrauen Beton und der Beton ruht auf einem weitläufigen Gewerbepark in Grau-Griesheim. Früher war das hier alles Überschwemmungsgebiet, mehr grün als blau und ein Paradies für Land- und Fischwirte. Heute ackern hier Speditionen, Lageristen, Mobilisten und Stausteher. Die einzigen, die schon immer da waren, sind die Stechmücken aus dem Ried. Und wir: Ein Durchzugslager für Aquarienfische aus der ganzen Welt. Hessischer Export in Aquakultur.

Eigentlich bin ich auf der Durchreise. Mein Ziel ist die Waterkant und dann weiter nach N.Y. Meine Wasweißichwieviel-Urgroßeltern haben sich vor 200 Jahren oder so auf den Weg gemacht ... in das gelobte Land. Ihre Kinder sollten später nachkommen, aber daraus wurde nichts. Deshalb liegt meine Waterkant am Rhein, irgendwo zwischen Mainz und Mannheim im hessischen Ried. Auch dort gibt es Wasser, Wellen, Wind aus Westen. Und den Hauch von Abenteuer aus der Fremde.

Ich schiele von der Leiter über die Glaskante hinunter auf den Paktisch. Das ganze Pack im Blick. Meine Augen bleiben an Clooney hängen, der breitbeinig auf dem Stapler hockt und eine Runde dreht, die weder elegant noch nötig ist. Unter seinem Hintern blinkt ein rotes Licht, das andere ist defekt. Clooney bremst, das Auge leuchtet und ich weiß, dass er Maias Hände betrachtet, die geschickt mit dem

Klebebandroller über das brüchige Styropor streichen. Seit einer Woche sind die beiden zusammen. Bea hat es mir erzählt. Ich zwinkere meine Tränen fort. Niemand sollte Freund und Freundin im gleichen Grab verscharren müssen!

Hermes spielt Gott und fuchtel mit den Armen, als würde er den Radetzky-Marsch dirigieren. Plötzlich unterbricht er sein Gefuchtel und beäugt kritisch den Wasserturm aus weißen Quadraten, die langsam in die Höhe wachsen. Sieben mal fünf Boxen auf die Palette, zweihundertachtzig luftig-flüssige Kubikzentimeter. Unser babylonisches Risiko bemisst sich an der Gabelstaplertauglichkeit seiner Baumaterialien. Die den Turm bauen, sind fast so stumm wie die Fische darin. Nur Hermes reißt das Maul auf und gibt seine kantigen Anweisungen. Wenn er kurz davor ist, sich zu verausgaben, oder – was selten vorkommt – ahnt, dass die Arbeit auch ohne ihn läuft, verlässt er den Packtisch und sucht sich ein Opfer in der Verwaltung.

Der schmale Raum zwischen Ober- und Unterkante der in ein Alumosaik gezwängten Becken wirkt wie eine Schießscharte in der hundert Meter langen Glasarena. Diesen Sehschlitz macht sich Hermes zunutze und spioniert uns aus. Wir schuften in tiefen Gräben aus gläsernen Wänden und hoffen, dass uns niemand entdeckt. Unter mir glänzt die silbrige Oberfläche des Packtisches wie ein trüber ungeputzter Spiegel. Glas und Alu rosten nicht, Eisenherzen schon.

Clooney giert immer noch zu Maia rüber, die den Karton geschickt mit ihrem Unterleib fixiert und seinen feuchten Inhalt mit Klebeband verschließt, als gelte es, einen Keuschheitsgürtel anzulegen. Sie packt die zehn Kilo mit den Händen und wuchtet das Paket eine Spur zu schmissig auf den palettengesockelten Turm. Irgendwo im Inneren knackt es. Die Reisenden zucken zusammen und auch Hermes hat etwas mitbekommen. Witternd hebt er den Kopf, die buschigen Brauen zittern wie haarige Raupen über seinen trüben Glupschern. Maia dreht sich zu ihm hin und legt so viel Verachtung in die Bewegung, dass Hermes' Gesicht rot wird. Er stolpert auf Maia zu, doch gerade als er den Mund aufreißt, bekommt Bea einen Hustenanfall, zieht den Rotz hoch und spuckt grünen Schleim in den vergitterten Abfluss. Wie ferngesteuert dreht Hermes von Maia ab und beendet seine disziplinarische Kurve vor Bea.

„Geht's noch? Dich hat wohl heut Nacht ein Lama geküsst?“, faucht er sie an.

Bea hebt das Kinn und antwortet mit ihrer harten Raucherstimme irgendwas von „Ach lass mich doch meine Arbeit machen!“ Hermes überlegt und sucht, ob hinter Bea's Antwort ein versteckter Seitenhieb, irgendeine unsichtbare Frechheit lauert, aber er findet nichts. Seine Hände flattern wie fliegende Fische durch die Luft. Schließlich schafft er es, sie in seine Hosentaschen zu stopfen und stapft davon. Sein Abgang ist kläglich. Das macht ihn gefährlich.

Hermes' schlechte Tage sind eine Plage für uns alle. Das einzig Gute, was man von ihm sagen kann, ist, dass er alle gleich schlecht behandelt. Der einzige Vorteil, den man uns Frauen zugesteht, ist, dass wir keinen blöden Spitznamen verpasst bekommen, zumindest bis auf eine. Bea und ich sind schon seit Jahren dabei und damals war der Blödsinn wohl noch kein Thema. Der Export brummte und fleißige Hände, gepaart mit etwas Verstand, waren eine gesuchte Kombi. Nachdem ich mich an Hermes' Anzüglichkeiten und den auch nach Feierabend allgegenwärtigen Fischgeruch gewöhnt hatte, wurde die Arbeit ganz erträglich. Die Bezahlung ist nicht schlecht, aber das ist es nicht, was mich hier hält. Der Ort fasziniert mich: Grüngelb schimmerndes Neonlicht, das wie Morgensonne durch Urwaldbäume leuchtet, tropische Wärme gemischt mit immerfeuchtem Äquatorialklima und ganz besonders das Glitzern und Gleiten der unzähligen Flossenträger, geheimnisvolle stumme Wesen, die von der Schwerkraft befreit in ihrem Kosmos treiben, sodass allein ihr Anblick mich hinausträgt, fort in die Weite der Welt. Als ich einmal Bea davon erzählte, hielt sie sich vor Lachen den Bauch und warnte mich scherzend vor Sonnenstich und Hitzeschlag, aber Maia hat es verstanden. Damals waren wir uns so nahe wie Geschwister. O sister, where art thou?

Maia kam vor einem Jahr zu uns. Am ersten Tag versuchten sie es mit „Lorelei“, aber weder Maias schwarze Haare noch ihr abweisender Blick passten zu den Vorstellungen des am Rheinfelsen kauernenden Kurvenstars hinter dem Binger Loch. Am zweiten Tag probierten sie es mit „Black Beauty“, aber jedem, der sie so ansprach, schmetterte sie einen Tritt gegen das Schienbein, sodass zwar ein passender Name gefunden war, sich aber niemand traute, ihn zu benutzen. Am dritten Tag verhunzten sie ihren Namen zu einer Kakophonie der Geschmacklosigkeiten. Biene Maja, Mayday und Maia Maier. Sie testeten aus, was

ihnen gerade einfiel, bis der Bogen überspannt war und die Sehne mit einem Knall riss. Ich fand sie tränenüberströmt vor einem Becken mit den teuren Zwergbuntbarschen. Die *Apistogramma elisabethae* – ausgerechnet meine kleinen Namensvettern und -basen, das Tier für hundert Eus – lagen bewegungslos und mit trüber Iris auf dem tot-trockenen Boden. Schöne Scheiße. Wasser abgelassen und dann das Becken vergessen. Das würde nen fetten Eintrag geben mitten auf die Stirn: Elis Mörderin oder so.

Bevor ich etwas Tröstendes sagen konnte, tauchte Hermes hinter uns auf. Ein schmutzig-gelbes Plastikgäbelchen vom Mittagessen zuckte noch zwischen seinen Zähnen.

„Sososo“, zischelte er und seine Worte tanzten scheinheilig wie das Leuchtorgan eines Anglerfisches. „Was ist denn hier passiert?“ Ungläubig starrte er auf das Massengrab vor seinen Augen. Der traurige Schuppenhaufen taugte nicht mal mehr als Katzenfutter. Dann dämmerte ihm das Ausmaß des finanziellen Verlustes und seine Stimme wurde laut. „Vergessen den Hahn abzudrehn, was? Hab doch gesagt, dass ihr beim Wasserwechsel immer grundsätzlich dabei bleiben sollt!“ Er fixierte Maia und sein Mund verwandelte sich in ein Seeteufelmaul aus dem ein Gaff herausragte. „Das gibt nen Monatslohn Abzug!“, keifte er. „Kannst dich schon mal drauf einstellen, die nächsten Wochen umsonst zu arbeiten!“

Noch bevor mir klar wurde, was ich da eigentlich von mir ließ, rutschten die Worte heraus: „Lass gut sein Alter, und zieh’s mir vom Lohn ab! Den Mist hab ich verbockt!“ Beide glotzten mich an, als hätte ich Schwimmhäute zwischen den Fingern. Irgendwann schüttelte Hermes den Kopf, murmelte etwas Unverständliches und verzog sich in Richtung Büro, um – wie ich annahm – seine disziplinarische Strafe mit der attraktiven Lohnbuchhalterin abzusprechen, die ihn und seine Fischgeruch verbreitenden Besuche stoisch und mit angehaltenem Atem ertrug.

Zu meiner Überraschung hat er seine Drohung nie wahr gemacht. Trotzdem habe ich Maia in dem Glauben gelassen, sie stünde in meiner Schuld. Genutzt hat es nichts.

Meine Beine zittern. Bevor ich von der Leiter falle, klettere ich nach unten. Als ich wieder festen Boden unter den Füßen spüre, schnappe ich mir meinen Lieferschein, Serviceanweisungen für den Check-in und mache mich ans Werk. Im Nachbargang hängen Siegfried und Roy über ihren Becken und ziehen alles heraus, was sie finden können. Sie schwitzen, obwohl sie in kurzen Jeans herumlaufen und nur ein T-Shirt

auf der haarigen Brust tragen. Die an den Knöcheln abgeschnittenen Gummistiefel wirken wie Siebenmeilenstiefel, die fertig zu stellen der schusternde Hexenmeister keine Lust mehr hatte. Ich blicke an mir hinunter und betrachte meine bleichen Unterschenkel mit den schmerzenden Füßen, die in kaulquappenhässlichen Schuhen verschwinden. Unter der Gürtellinie sind wir alle gleich: Geklonte Wesen aus Platt- und Schweißfüßen, die mit staksigen Bewegungen an den Aquarien entlangschleichen, am Ziel lauernd Halt suchen und ihr Fangnetz reiherschnäbelnd ins Wasser stoßen.

Siegfried hat mich bemerkt, er dreht sich um und präsentiert mir sein weißes Zaubergebiss.

„Heilige Elisabeth, mach mal hopp! Der Flieger wartet nicht.“

„Kann *ich* etwa zaubern? Ihr seid doch die großen Magier!“

Sie lachen und ich habe wieder meine Ruhe. Nur nicht ablenken lassen! Konzentrieren. Ich zähle weiter und überhöre das Getuschel und Gelächter vor, hinter und in mir.

Siegfried ist wirklich naturblond, das Stroh wächst ihm aus dem Hirn und klebt in buschig nassen Striemen auf seinem Schädel. Roy dagegen ist italoschwarz, aber der unstete Blick und das anbiedernd eifrige Gehopse und Getue, wenn sich der Chef nähert, hat nichts mit südländischer Gelassenheit zu tun. Vor zwei Jahren hat ihn der Wassertiger erwischt. Beim Herausfangen entglitt ihm das Tier und der Giftstachel zuckte über seinen Handrücken. Der Stich eines Rochens ist in Brasilien gefürchteter als ein Bad in einem piranhaverseuchten Gewässer. Die Wunde heilt nur langsam und hinterlässt hässliche schrundige Narben und jahrelange Phantomschmerzen. Roy hatte Glück. Vielleicht kann er ja wirklich zaubern. Nach drei Wochen erschien er wieder zur Arbeit, keine drei Monate später konnte er die Hand schmerzfrei bewegen.

„Zum Glück hat mich das Vieh nicht hier erwischt“, trällerte Roy und bohrte sich den Finger in den Hals.

Hermes war trotzdem sauer, weil jemand von der Berufsgenossenschaft dumme Fragen gestellt hat. Seitdem müssen alle gefährlichen Tiere vor dem Fangen mit einem Beruhigungsmittel zugedröhnt werden. Das Mittel ist blau und wirkt genau so.

Die Fische liegen apathisch im Wasser und können nach fünf Minuten problemlos herausgefangen werden. Seitdem ist nichts mehr passiert.

Maia und ich wurden dicke Freundinnen und vielleicht wären wir uns noch näher gekommen, wenn nicht eines Tages Clooney aufgetaucht wäre. Der Typ war einfach unwiderstehlich und es störte mich überhaupt nicht, dass er in Wirklichkeit Christoph Krabschnick hieß und von allen Kollegen nur Gabelstapler-Clooney genannt wurde. Ich liebe George Clooney und habe alle seine Filme gesehen. Mein Lieblingsfilm ist *Oh Brother, Where Art Thou?* – vielleicht, weil er von einer verkackten Flucht erzählt, von einer Odyssee durch ein Sumpfland voller Mücken. Damit kenne ich mich aus. Und dass er sich ausgerechnet für mich entschied, wunderte mich nicht eine Sekunde lang. Schließlich war ich schon immer sein treuester Fan und heimlichste Geliebte. Wir trieben es im Heizungskeller, auf den Pritschen im Umkleideraum und nach Dienstschluss zwischen den blubbernden Becken ohne uns um die allgegenwärtigen stecknadelwinzigen Augäpfel zu kümmern, die uns beobachteten. Es liegt an der Luft, die wir einatmen. Sie trägt schwer an der Feuchtigkeit, vermischt sich mit dem hochschwangeren Treiben hinter Glas, dem tausendfachen aquatischen Kopulieren und der stolzgeschuppten Präsentation von Miniaturpenisen und Samentäschchen, so dicht, greifbar, drängend, und intensiv, dass sie sich durch unsere Haut und unser Hirn zwängt und jeden Gedanken und jede Regung zu einer Sklavin von Gier und Begehrlichkeit macht.

Ich darf mich nicht ablenken lassen, dieser Kunde zählt *immer* nach. Also volle Konzentration! Noch siebentausend schimmernde zentimeterkleine Fischchen, lebende Edelsteine aus dem Dschungel. Sie purzeln über den Rand des Fangnetzes in meine graue Plastikwanne. Millionen kleine Don Quichotes, die gegen die Windmühlen moderner Logistik und ungeheizter Frachträume ankämpfen, überqueren sie den Atlantik und verwandeln sich – willkommen im kantigen Zuhause! – in schwimmende Brötchen der Zierfischbranche. Reisende wider Willen.

Ein letztes Mal rühre ich mit dem Kescher durch das Becken. Was noch übrig ist, drängt sich in einer Ecke zusammen, aber es gibt kein Entrinnen. Ich klopfe mit dem gekrümmten Zeigefinger gegen das Glas und jage sie ins Netz. Zuletzt zücke ich ein

Stück Kreide aus der Tasche und male ein großes L auf das Glas. Das bedeutet „leer“, aber die meisten hier denken dabei an: Leck mich!

In der Mitte des Paktisches hängt unser überdimensioniertes Logbuch aus bunten Zeichen und Formen. Jeden Morgen verteilt Hermes Namen und Nummern, die er akribisch auf eine graue Plastiktafel strichelt. So instruiert er seine Servicemannschaft nach seinem Gut- oder Schlechtdünken. Flug 12 nach Lissabon ist so gut wie erledigt. Der Styroporhaufen kaum höher als ein Pygmäentisch. Kleines Land, kleine Bestellung. Hermes streckt sich und malt einen Haken in die betreffende Spalte. Erledigt.

Flug 13 geht nach LGA: LaGuardia Airport. Der alte Name New York Municipal Airport gefiel mir besser. Großes Land, große Bestellung. Clooneys Name steht hinter der Unglückszahl. Ein Spaßvogel hat zwei Punkte in die Os gedrückt. Tittenkreisel und Glotzaugen, die weder sehen noch besehen werden. Clooney also. Ich umkreise den Paktisch und werfe einen Blick auf die Kopie des rosafarbenen Lieferscheines. Schöner Auftrag. Elefantenfische aus Lagos, Prachtschmerlen aus Kuala Lumpur und Stechrochen aus Manaus. Hinter den Reisenden ihr Wohnort. Das bringt mich auf einen Gedanken. Ich präge mir die Details ein und schleiche davon. Unterwegs entdecke ich Clooney beim Schmerlenzählen. Er scheint es nicht so genau zu nehmen, rammt sein Netz in den Schwarm und leert den zappelnden Inhalt in eine Schüssel, deren Boden gerade mal fingerhoch mit Wasser bedeckt ist. Eines der rot beflossenen Wesen springt heraus, klatscht mit einem flappenden Geräusch auf die Kacheln und katapultiert sich in wilden Sprüngen davon. Die Prachtschmerle spreizt die Kiemendeckel und öffnet das Maul zu einem stummen Schrei. Clooney sieht dem Ausreißer ungerührt hinterher und rührt weiter im Aquarium. Endlich schnappt er sich die Schüssel und stolziert mit seinen Gefangenen in Richtung Paktisch. Ich verlasse mein Versteck und suche nach der kleinen Schmerle. Als ich sie finde und behutsam ins Wasser zurücksetze, ist es schon zu spät. Zielloos treibt der Körper in der Strömung, dreht sich taumelnd und sinkt in einer traurigen Schleife hinab. Na warte, auch dafür wirst du büßen! Ich stampfe in meinen Kaulquappenstiefeln los und suche das Becken mit dem reservierten Rochen.

Unterwegs veranlasst mich ein an die Wand gedübeltes Waschbecken an meinen Fingern zu schnuppern: Fischgeruch! Ich drehe am Wasserhahn und schnappe mir

ein Stück Seife. Das quetsche ich so lange zwischen meinen Händen bis sich Geruch und Wut in mir langsam verflüchtigen. Aber kein Duftstoff der Welt kriegt das fischige Tattoo ganz aus der Haut. Selbst nach stundenlangem Duschen verschwindet der penetrante Fischgeruch nicht. Kein Deo kommt dagegen an. Olfaktorisches Übermalen scheint mir eine Möglichkeit: Einen Monat in einer Lebertranfabrik und du verströmst ein ganz neues Odeur. Grimmig knete ich die Seife, stelle mir vor, sie wäre ein Dreikäsehoch von Clooney. Dann weiß ich, was zu tun ist. Ich spüle den Schaum fort und nehme die Seife mit.

Als ich vor dem gesuchten Aquarium stehen bleibe, nähert sich eine schwimmende Pfanne aus schwarzem Gusseisen und mustert mich mit kleinen Augen, deren bittergelbe Iris wippende Cashewnüsse einrahmen. Über den breiten Rücken sind mehligweiße Flecken gestreut, die wie Sternennebel leuchten. Staunend betrachte ich das bildschöne Tier. Der muskulöse und stachelbewehrte Schwanz liegt wie eine Schlinge um den Körper, bereit zur Verteidigung gegen jeden Eindringling. Schnall dich an Bruder, es geht los! Ich schiebe die Abdeckung zur Seite, lupfe den Filterschwamm und verstau den Seifen-Clooney darunter, sodass er von außen nicht mehr zu sehen ist. Mein Duftköder wird sich langsam auflösen und im ganzen Aquarium verteilen. Die Lauge wird den Rochen so verrückt machen, dass er sich in den eigenen Schwanz beißen will. Jetzt muss ich nur noch dafür sorgen, dass mein Tiger schön nüchtern bleibt. Ich schlendere bis ans Ende des Ganges, wo auf einem kleinen Tischchen unsere Fischapotheke auf ihren Einsatz wartet. Antibiotika gegen Bakterien, Methylenblau gegen Ichthyo und Salzttabletten gegen alles andere. Dazwischen in einem plastikgrauen Fläschchen unser Wundermittel gegen Reisefieber und zappelige Fischphillippe. Ich drehe den Deckel ab und gieße das Betäubungsmittel in den Abfluss. Danach fülle ich das Gefäß bis zur Hälfte mit Methylenblau und stelle es zurück an seinen Platz. Mein geliebter Held wird den Unterschied nicht bemerken. Die Lostrommel ist gefüllt und Clooneys Glückszahl die 112 des Notarztes. Als ich wieder an dem Aquarium vorbeikomme, ist die Seife schon am Wirken. Der Rochen flattert hektisch von einer Ecke in die andere und lässt seinen Schwanzbolzen wie ein durchgedrehtes U-Boot im Wasser kreiseln. Der Seifen-Clooney scheint ihm nicht zu schmecken. Mein Spiegelbild in der Frontscheibe zwinkert mir verschwörerisch zu. Einen Moment lang überlege ich, ob

ich dem Fisch noch zusätzlich ein paar Knuffe mit dem Keschergriff verpassen soll. Aber ich entscheide mich dagegen und verlasse den zukünftigen Tatort.

Plötzlich legt sich eine schwere Hand auf meine Schulter. Ich drehe mich um und kann nicht verhindern, dass Zorn und Schuldbewusstsein mein Gesicht in eine Leuchtboje verwandeln.

Hermes steht vor mir und liest darin: Seht her, die war's!

„Wo hast du gesteckt?“, raunzt er mir entgegen und ich schweige, weil ich merke, dass er noch nicht fertig ist. In seiner Hand hält er ein Blatt, zweites Gesicht in rosé. Ich schlucke. Es ist Clooneys Packzettel. Hermes hält ihn wie eine Streitaxt vor meine Brust.

„Hier, such du den Rest zusammen! Chris muss die neuen Salztabletten abladen, der Fahrer kann nicht warten ...“

Er zögert, vielleicht hat er den Sonnenuntergang in meinem Gesicht bemerkt, hebt die Lippen und knurrt. „Ist nicht mehr viel. Nur 'n Rochen. Stehst doch auf Stecher, was?“

Wäre mein Gewissen rein, ich würde den Arsch nackt im Ried an einen Baum fesseln – den Mücken zum Fraß, so aber grinse ich nur schief, schnappe mir den Zettel und suche das Becken, um meinen selbst gebauten Sprengsatz zu entschärfen. Der Rochen starrt mir entgegen, die Spritzlöcher unnatürlich geweitet, und lechzt nach frischem, unverseuchtem Wasser. Als ich die Abdeckung hochschiebe, um den Seifenklumpen zu entfernen, schießt das Tier an der Scheibe hoch, hebt den Kopf weit über die Wasseroberfläche und für einen Moment erstarre ich in der sicheren Erwartung, dass der Rochen mir ins Gesicht springt. Dann rutscht er wie ein fallendes Segel zurück, sinkt auf den Boden und lauert auf seine zweite Chance. Nein, um nichts in der Welt würde ich diesen Fisch jetzt noch fangen wollen! Aber was tun unsere amerikanischen Kunden, wenn sie eine Box erhalten, in der ein unsichtbarer Rochen schwimmt? Natürlich: Reklamieren. Scheiße!. Ich blicke über die Schulter und prüfe, ob die Luft rein ist. Niemand zu sehen. Ich lausche in das membrankeuchende Pumpen und Stoßen, das Ploppen und Blubbern aus Tausend livid-wässrigen Ozeanen unter diesem Dach. Gut, außer mir sind keine menschlichen Wesen in der Nähe. Ich male mit Kreide ein dickes weißes Kreuz auf die Scheibe. Kraft meines Amtes schreibe ich den Rochen hiermit krank! Ich trete zurück, um meine Diagnose aus der Ferne zu bestätigen und stoße dabei mit dem Rücken an

das gegenüberliegende Becken. In dem Aquarium zieht ein Schwarm glitzernder Opale seine Bahn, farbige Lichtreflexe explodieren in meinem Kopf und formen Sequenzen aus Bildern, Bruchstücke meines Lebens, Erinnerungssplinter aus einem Leben hinter der Waterkant. Es sind Elisabeths Fische, die da vor mir aus den feuchten Katakomben auftauchen. *Apistogramma* – die „durchbrochene Linie“. Wir leben in einem Land aus gläsernen Grenzen. Zerschlagen wir die Mauern, gehen wir dabei zugrunde. Vielleicht ist es das sogar wert.

Ich schnappe mir eines der Netze, behutsam drücke ich die Maschen unter Wasser, nähere mich einem neugierigen, zitronengelben Weibchen und schon zappelt das Fischlein in meinem drahtgerahmten Maul. Ich schicke dich fünfhundert Jahre später stellvertretend für alle Entdeckerinnen, die man nicht losziehen ließ, auf die Reise in das gelobte Land! Mach es besser als der alte Genuese, der sich bis zuletzt nicht eingestehen konnte, dass er irrte! Wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn Christopherus bei einer jungen Haitierin geblieben wäre und ein Aussteigerleben als Inselkönig gelebt hätte. Vielleicht würden wir immer noch – papstgläubig und kaiserhörig – vor dem Ende der Welt zurückweichen, den scharfen Rand der Scheibe meidend, Amerika heute noch im kolonialen Dornröschenschlaf verharren. Sei unbesorgt, meine Freundin, ich setze dich in den großen Beutel, der Rochen fliegt ein andermal, der Abendsonne entgegen auf geliehenen Flügeln, das Kilo Fracht für ne Handvoll Euros, über Europa hinweg in das gelobte Land. So wie meine Vorfahren. Nichts ist unmöglich, mein lieber Cristoforo! *Apistogramma* ade! Sei tapfer, Elisabeth! Such dir einen reichen, rotbäuchigen Amerikaner und zeuge einen Schwarm dottrig-gelber Kinder!

Vorsichtig hebe ich die Box und trage sie wie eine Monstranz den Gang entlang bis zu unserem Altar.

Hermes steht hinter dem Paktisch und winkt mir zu.

„Los los, mach mal hinne“, blafft er.

Christoph scheint mit dem Abladen der Salztabletten fertig zu sein, er sitzt im Sattel und wartet auf seinen nächsten Einsatz.

Ich drücke den Deckel fest und versiegele meinen Schatz mit durchsichtigem Klebeband.

„Hier ist der Rochen“, sage ich zu Hermes.

„Da hinauf!“, befiehlt er und deutet mit dem Kinn auf einen der weißen Türme.

Ganz sachte schiebe ich meine kleine Freundin in eine Lücke, stopfe das Loch und los geht die Fahrt. Gabelstapler-Clooney gibt seinem Gaul die Sporen und bremst nur Zentimeter vor meinen Gummihufen ab, wendet summend und drückt seine Eisenkrallen tief in die Palette.

Mir kommen die Tränen. Maia schielt rüber und Bea hält mir ihr Taschentuch hin. Echtes Service-Personal. Ich nehme es ohne hinzusehen und wische mir damit übers Gesicht. Geruch nach Fisch. Natürlich. Ich stehe da und starre in das glühende Rücklicht des Gabelstaplers. Wie ein alter Riese wackelt er hinauf zur Laderampe bevor seine Zyklopfresse im schummrigen Licht abtaucht. In der Dämmerung wachsen mir Fangzähne mit denen ich Clooneys Happyend-Grinsen aus dem Gesicht reiße. Verschwisterung der Bestien. Beim nächsten Mal. Mit dem Taschentuch mache ich eine letzte winkende Bewegung und verschwinde hinter den zuckenden Glasmauern. Die Reisenden warten schon.